

Im Kino lassen wir uns gehen

Und manchmal lässt man auch andere gehen. Marko Mandić, Sonja Prosenec und der slowenische Film

Mit Nina Hoss ritt er als Carl Böhmer für „Gold“ durch den Wilden Westen. Als Joska Bodrov spielte er in „Im Angesicht des Verbrechens“. Er war Der Tod in „O Beautiful Night“ und Goran in der Actionkomödie „The Hitman's Bodyguard“. „Ich möchte überall spielen, wo es interessante Rollen gibt“, sagt der 1974 in Slovenj Gradec geborene Schauspieler Marko Mandić. „Ich stelle mir vor, dass ich einfach ein Körper bin, der auf das Spielen einer Rolle vorbereitet werden muss. Die Grenzen des Charakters werden während der Arbeit laufend erweitert, weil wir verschiedene Spielweisen und Emotionen ausprobieren.“ Dabei gebe es kaum eine Trennlinie zwischen seinem privaten und beruflichen Leben. „Ich habe es versucht“, sagt der gut 1,80 Meter große, hagere Mann, der mit der Schauspielerin Pia Zemljčič zwei Kinder hat. „Aber es ist einfacher für mich, wenn ich beide Seiten nicht strikt unterscheidet. Denn auf eine Rolle bereite ich mich so wie während des gesamten Tages vor.“ Er versuche dann sogar, bis zum Ende des Drehtags in der Rolle zu bleiben. „Ich trage das Kostüm und die Maske. Ich bin immer gerne dabei, wenn die Szene vorbereitet wird, damit ich weiß, wo sich alles befindet, wie die Kamera sich bewegen und wie die gesamte Szenerie aussehen wird.“ Trotzdem gebe es Überraschungen. „Bei ‚Hitman's Bodyguard‘ musste ich mit nacktem Oberkörper spielen. Am Set angekommen, wurde mir gesagt: ‚Oh, we thought you are bigger!‘ Meine Körpergröße war falsch eingeschätzt worden, und die Maske musste die fertigen, wunderschönen Tattoos zurechtschneiden.“ Er orientiere sich nicht an Erfolg – „weil das eine äußere Kategorie ist. Freude am Spiel und das Gefühl der Erfüllung sind mir am wichtigsten.“

Schon in seiner Kindheit hätten ihm die Familie und die Schule in Velenje viel Freiraum für seine Kreativität gegeben. Zunächst wollte er Puppenspieler werden. „Das war die erste Form von Theater, die ich kennenlernte. Aber als ich herausfand, dass ich als Schauspieler meinen eigenen Körper manipulieren kann, war das alles, was ich wollte.“ Er war beharrlich, habe aber auch viel Glück gehabt. Etwa als er einen der nur zwölf Studienplätze im Jahr an der Akademie für Theater, Radio, Film und Fernsehen in Ljubljana erhielt, „was fast schon der Zugang zu einer professionellen Schauspielkarriere ist“. Während des Studiums spielte er 1996 im Stück „Der Indianer will zur Bronx“. „Dadurch habe ich weitere Rollen erhalten und viele interessante Menschen getroffen.“ Eine Ausbildung am Lee Strasberg Theatre and Film Institute in New York kam hinzu. Seit 1998 ist er festes Mitglied im Ensemble des Nationaltheaters in Ljubljana, Teil der Theatergruppe Via Negativa, hat 105 Theaterrollen und in zahlreichen Filmen gespielt. Besonders dankbar ist Mandić dem Slowenischen Filmzentrum, das ihn 2007 für die Teilnahme an der Berlinale auswählte, wo er einen Shooting Star Award des Netzwerks European Film Promotion erhielt. Zu den Preisträgern gehörten auch Daniel Craig, Rachel Weisz, Franka Potente, Daniel Brühl und Nina Hoss. „Berlin öffnete mir die Tür zum

deutschsprachigen Raum. Eines Tages würde ich gerne mit Lars Eidinger, dessen physisches Spiel ich bewundere, oder mit dem Regisseur Frank Castorf zusammenarbeiten.“ In die deutsche Sprache habe er sich während seiner Zeit in Berlin verliebt. Sprachkenntnisse seien für ihn wichtig, weil sie helfen, eine Rolle sachlich, logisch und aus verschiedenen Perspektiven zu erforschen. „In der Muttersprache sind wir viel schneller durch emotionale Untertöne gefangen.“ Der Schwerpunkt seiner Arbeit liegt in Slowenien. 2024 hat er als bester männlicher Hauptdarsteller in dem Film „Odrešitev za začrtnike“ („Familien Therapie“) den höchsten slowenischen Filmpreis, einen Vesna Award, gewonnen. „Den perfekten Schauspieler gibt es nicht, jeder hat Stärken und Schwächen“, sagt Sonja Prosenec. „Aber Marko schafft Perfektionismus auf hohem Niveau.“ Prosenec, 1977 in Slovenj Gradec geboren, ist Autorin und Regisseurin des Films „Familien Therapie“, in dem ein Fremder eine

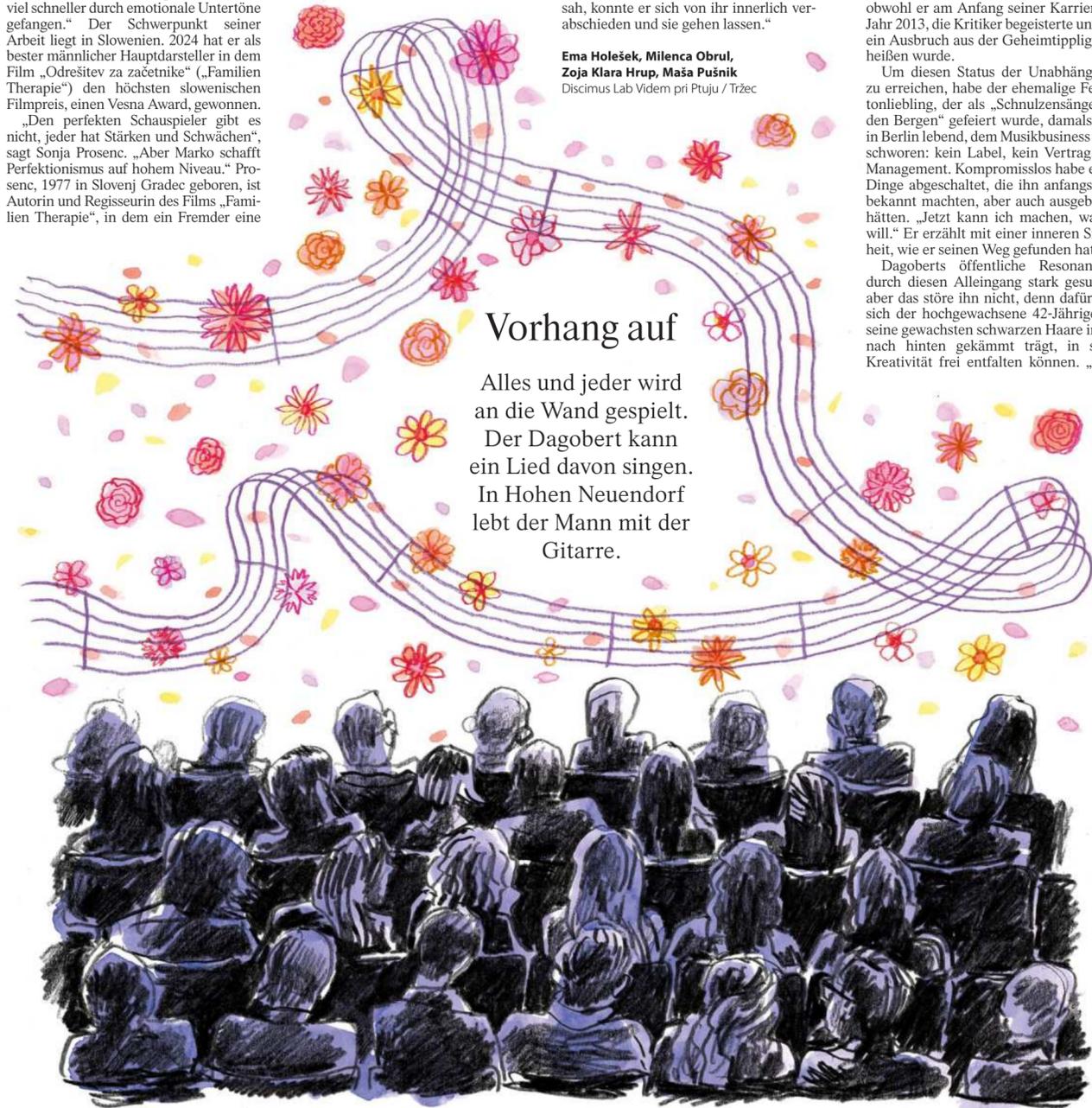
idyllische Familienblase zum Platzen bringt. Er wurde ebenfalls mit einem Vesna Award ausgezeichnet. In ihrer Kindheit hat sie viel Zeit mit Sport, Reisen und Literatur verbracht und sei Stück für Stück in das Filmbusiness hineingewachsen. „Ich hatte nie einen Plan B, denn es war das, was ich machen wollte.“ Heute arbeitet sie oft mit ihrem Partner, dem Kameramann Mitja Ličen zusammen, ist Regisseurin einer TV-Serie und von zwei weiteren Spielfilmen, die sie auch produziert hat. „Drevo“ („Der Baum“) von 2014, „Zgodovina ljubezni“ („Geschichte der Liebe“) von 2018 und „Familien Therapie“ wurden als slowenische Vorschläge für den Oscar ausgewählt, aber nicht nominiert. „Das ist fast schon Tradition, dass wir übersehen werden. Doch wir arbeiten nicht, um Preise zu gewinnen, sondern weil die Arbeit eng mit unserem Leben verbunden ist.“

Gerade arbeitet sie an einem Film über drei Frauen aus unterschiedlichen Generationen, die sich zufällig begegnen. Schauspieler wie Mandić förderten das

internationale Ansehen des slowenischen Films. „Marko ist großzügig, sehr kreativ und freundlich zu allen am Set. Wenn sie müde sind, gibt er ihnen Kraft und den Willen, ihre Vision umzusetzen.“ Mandić ergänzt: „Die Chemie mit Sonja hat sofort gestimmt. Sie hat mir geholfen, den Charakter meiner Rolle zu entfalten. Sie ist bei allem sehr präzise.“ Das gehe schon mal so weit, „dass eine Szene kurzfristig der Wettervorhersage angepasst werden muss, um den Zeitplan einhalten zu können“, sagt Prosenec und lacht. Mandić ergänzt, dass immer die Möglichkeit bestehe, „dass wir uns in Monster verwandeln“. Deshalb brauchen wir die Filmkunst, damit wir erfahren, wohin wir nicht gehen sollten, wie wir bessere Menschen werden können.“ Gerade Slowenien als kleines Land habe dabei große Chancen. „Wir sind authentisch, mutig und deshalb erfolgreich. So können wir auf das vertrauen, was uns besonders macht.“

Prosenec sind die Emotionen wichtig, die sie beim Publikum wecken möchte. „Einmal kam ein Mann zu mir, dessen Frau zehn Jahre zuvor verstorben war. Aber erst als er ‚Geschichte der Liebe‘ sah, konnte er sich von ihr innerlich verabschieden und sie gehen lassen.“

Emma Holešek, Milena Obrul, Zoja Klara Hrup, Maša Pušnik
Discimus Lab Videm pri Ptuj / Tržec



Vorhang auf
Alles und jeder wird an die Wand gespielt.
Der Dagobert kann ein Lied davon singen.
In Hohen Neuendorf lebt der Mann mit der Gitarre.

Illustration: Anke Kühn

Seine Zuhörer bringen ihn auf Touren

Mit der Band Kuhn Fu reist Christian Kühn durch Europa. Und in Hohen Neuendorf unterrichtet er Gitarre.

Die Musikschule Hohen Neuendorf in der Stolper Straße 40, nördlich von Berlin, hat einen besonderen Lehrer. Im Übungsraum für Gitarrenschüler sitzt Christian Achim Kühn, ein Mann Anfang Vierzig mit dunkelblondem Haar und Dreitagebart. Die Wände zieren Plakate von Gitarren und Akkorden. Um ihn stehen drei Gitarren, auf dem Schreibtisch ein Notebook. Kühns musikalische Reise begann früh. „Anfangen habe ich, als ich sechs war, aber klassische Gitarre, ich mochte es überhaupt nicht. Eigentlich sollte nur mein älterer Bruder spielen, aber ich wurde einfach auch mitgeschleppt.“ Er habe immer E-Gitarre spielen wollen, wegen Bands wie den Beatles. „Ein Freund meiner Eltern hatte mir zum Geburtstag ein ‚Beatles Live in Hamburg‘-Album geschenkt. Da muss ich gerade eingeschuld worden sein.“ Das sei die Initialzündung gewesen. Er begann, sich die Alben als Schallplatten zu holen, und wollte unbedingt Rock 'n' Roll spielen. „Mit 13 konnte ich dann meine Eltern überreden, mir eine E-Gitarre zu kaufen und Unterricht zu nehmen.“ Früher wäre sein Vater dagegen gewesen, da für ihn nur

klassische Musik zählte. Inzwischen habe sich seine Meinung aber geändert. Seitdem spielt Kühn Rock, hat sich jedoch in die Jazz-Richtung weiterentwickelt. „Ich sehe mich noch immer als Rockgitarrist, nur dass ich jetzt auch Jazzmusiker in der Band habe, Noten schreiben kann und Musik für eine Horn Section arrangiere. Das habe ich durch den Jazz gelernt.“ Seine 2012 gegründete Band „Kuhn Fu“ entstand, während Kühn in Holland Jazz-Gitarre und Komposition studierte. Gitarrenlehrer sei er dann eher durch einen Zufall geworden. „Ich habe in einem Hotel in Berlin als Nachtportier gearbeitet, wurde da aber gefeuert, weil ich zu oft weg war. Der Hotelbesitzer war nebenbei Gitarrenlehrer, und als er zur selben Zeit in Rente ging, habe ich seinen Job als Gitarrenlehrer in Hohen Neuendorf übernommen.“

Kuhn Fu hat sich dem Jazz verschrieben. Im Kern bestehe die Band aus „Ziv Taubenfeld an der Bassklarinette, Esat Ekincioglu am Kontrabass, Lav Kováč am Schlagzeug und natürlich mir selbst.“ Das sei die Rhythm Section. Hinzu kommen, je nach Belieben, noch Bläser wie Saxophon, Klarinette, Posaune oder Trompete. Wel-

che Instrumente jeweils mitspielen sollen, entscheidet Kühn von Fall zu Fall. „Das ist zwar Arbeit, aber das geht.“ Mit seiner Band ist er seit 2015 europaweit unterwegs. Kühns Komposition „Tantalos“, die er mit seiner Band einspielte, war 2023 für den Deutschen Jazzpreis in der Sparte „Komposition“ nominiert. Meistens touren sie durch Jazzclubs in Deutschland, Tschechien und Österreich. Ihre längste Tour dauerte drei Wochen und führte bis nach Sofia. Bei Clubs sei man mit 50 bis 100 Personen „gut dabei, dann fühlt sich der Laden nicht leer an“. Auf einem Festival sind es eher ein paar Hundert Leute. Der „Peak“ sei ein Festival mit knapp 1200 Zuhörern gewesen.

Den Tagesablauf auf einer Tour beschreibe Kühn knapp: Um 17 Uhr gibt es einen Soundcheck im Club, dann gibt es Abendessen, und von 20 Uhr bis 22 Uhr wird gespielt. Zwischendrin gibt es eine Viertelstunde Pause, und im Anschluss „trinke ich Bier“. Die Planung einer Tour beginne etwa ein Jahr vorher. Es werde eine Festgag verhandelt, unabhängig von der Gästezahl. Das sei anders gewesen, als er noch Rockgitarrist war. Zur Gage hinzu

komme das bandeigene Merchandise, zum Beispiel T-Shirts und CDs. Die Kosten für Hotel und Verpflegung werden vom Veranstalter übernommen. Die Reisekosten muss die Band aus eigener Tasche bezahlen. Die Band hat einen Kleinbus, in dem sie auch ihre Instrumente transportiert.

Obwohl Kühn allein lebt, sei er auf den Unterricht und die Konzerte angewiesen. „Das ist eine Symbiose. Die Ferien sind beim Gitarrenunterricht nicht bezahlt.“ Bereit er seinen Berufsweg? „Nein! Musik ist das Beste!“ Am wichtigsten sei die Harmonie der Band. „Man braucht Leute, die sich gut vertragen.“

Besonders gefalle ihm, dass er neue Orte kennenlernen, wenn er auf Tour sei, und dass er mit seinen guten Freunden unterwegs sein könne und mit ihnen die Musik spiele, „die ich mir zu Hause ausgedacht habe, dadurch wird sie auch geformt“. Was er nicht so gerne möge, sei etwas, das über die Jahre hinweg durch die laute Musik entstanden sei. „Auf den Tinnitus, den ich jetzt habe, könnte ich schon verzichten.“

Jamie Christopher Schönertedt
Marie-Curie-Gymnasium, Hohen Neuendorf

Entscheidung kurbelte meine Produktivität enorm an. Seither feile ich nicht mehr zwei Jahre an einem Album herum, bis es perfekt ist.“ Bedeutender sei, dass er mit jedem Album ein Zeitdokument über seine Gefühle erschaffen könne. „Hoffentlich ergibt sich irgendwann ein wertiges Gesamtwerk, in dem man vieles entdecken kann.“ An seiner tiefen Stimme spürt man, dass er von einer unbefriedigten Sehnsucht getrieben ist. Solange es ihm möglich sei, so weiterzumachen wie jetzt, mache er nur Musik. „Wenn das nicht funktionieren sollte, muss ich mir etwas anderes überlegen.“

Dagobert nimmt schon nach wenigen Sekunden ab. Der Schweizer Musiker, der mit richtigem Namen Lukas Jäger heißt, steht im Stau auf der A1 vor Köln und klingt entspannt. Dinge wie Staus scheinen an ihm abzupöbeln. Er war gerade auf Tour in Deutschland für sein neues, selbst produziertes Album „Dagobert und die wahre Musik vom südlichen Blütenland“. „Ich habe einfach irgendwann entschieden, dass ich alles allein mache“, erzählt er. Es sei die Freiheit und Selbstbestimmung, die Dagobert, der mit Elektro-Schlagler bekannt wurde, vor das Geld und den Ruhm stellt. Und das, obwohl er am Anfang seiner Karriere, im Jahr 2013, die Kritiker begeisterte und ihm ein Ausbruch aus der Geheimtippliga verheißen wurde.

Um diesen Status der Unabhängigkeit zu erreichen, habe der ehemalige Feuilletonliebhaber, der als „Schulzensänger aus den Bergen“ gefeiert wurde, damals noch in Berlin lebend, dem Musikbusiness abgeschworen: kein Label, kein Vertrag, kein Management. Kompromisslos habe er alle Dinge abgeschaltet, die ihn anfangs zwar bekannt machten, aber auch ausgebreit hätten. „Jetzt kann ich machen, was ich will.“ Er erzählt mit einer inneren Sicherheit, wie er seinen Weg gefunden hat.

Dagoberts öffentliche Resonanz ist durch diesen Alleingang stark gesunken, aber das störe ihn nicht, denn dafür habe sich der hochgewachsene 42-Jährige, der seine gewachsenen schwarzen Haare immer nach hinten gekämmt trägt, in seiner Kreativität frei entfalten können. „Diese

zwei Freunde, die gerade mit ihm im Auto sitzen, waren dabei – habe sich sein neues Album nach und nach herausgeformt. Nun sind auf dem Album Klänge zu hören, die neu sind für Dagobert. Aber wer ihn und seine Musik kennt, weiß, dass das Sichändern seiner Musik nichts Neues ist. Dagobert fährt gerade im Schritttempo an einer Baustelle vorbei, die für den Stau verantwortlich war. Allerdings sitzt er nicht hinter dem Steuer, denn er hat keinen Führerschein. „Wenn neue Musik produziert werden soll, finde ich auch immer jemanden, der mit mir zusammenarbeitet. Ich mache das schon am liebsten mit Freunden“, sagt er so laut, dass seine beiden Begleiter es mitbekommen und laut lachen.

Wenn ein Album fertiggestellt ist, hört es für Dagobert auf, denn von anbiedernder Promotion und Marketing halte er nichts. Es gehe ihm um die Musik, nicht darum, ob sie jemandem gefalle. Auch sein letztes Album sei ohne jegliche Werbung erschienen, auch keine Artikel in den Medien. Er wolle auch nicht durch Social Media seinen Radius vergrößern. „Ich hasse dieses Game. Ich spekuliere nicht darauf, dass etwas per Zufall viral geht.“ Dagobert sagt das ganz ohne Emotionen, auch wenn er von der Hand in den Mund lebt. Zwar ist seine Musik auf Plattformen wie Spotify verfügbar, doch die Einnahmen daraus reichen bei Weitem nicht aus, um davon leben zu können. Für Dagobert seien es eher die Konzerte, die den Großteil seiner bescheidenen Einnahmen ausmachen. Allerdings sei auch das kein verlässliches Einkommen, denn meist spiele er in kleineren Locations, oft vor einem Nischenpublikum. „Ich bin wirklich arm wie eine Kirchenmaus.“

Trotz seiner Skepsis kommerziellen Kollaborationen gegenüber seien immer wieder Zusammenarbeiten entstanden. So etwa mit Mille Petrozza, dem Frontmann der Thrash-Metal-Band Kreator, oder mit dem deutschen Rapper Casper. Mehrfach habe er sich zu Kooperationen überreden lassen, aber meistens sei er enttäuscht worden. Auch da gehe es nur um beidseitige Reichweitenerhöhung. „Ich bin einfach der letzte Mensch, wenn es um wirtschaftliches Denken geht, das habe ich nicht.“ Im Lied „Im Menschenstall“ heißt es: „Mit Ehre und Ruhm hab ich nichts zu tun.“

Die Musik bleibt Dagoberts Mission. „Auf alles, was anderen Menschen wichtig ist, bin ich eigentlich null bedacht.“ Kein sicheres Einkommen, keine Stabilität, sogar sein Zuhause werde vielleicht bald zu einem Yogatempel umgebaut. Dann müsse er weiterschauen. Nur die Musik und seine Gefühle leiteten ihn. Er brauche daneben nicht noch ein Leben, das sicher sei. „Wenn ich Schwierigkeiten begegne, verwandle ich sie einfach in Inspirationen.“ Früher sang Dagobert persönlicher, heute wirkt seine Musik manchmal fast distanziert. Er beschreibt seine Welt zunehmend so, als wäre er nur ein Beobachter. „Warum das genau so passiert, kann ich nicht erklären.“ Er fühle sich beim Schreiben mehr wie ein Medium, gar nicht wie er selbst. Das sei mit den Jahren immer mehr geschehen. Der Stau auf der A1 hat sich aufgelöst, die Fahrt geht weiter.

Lou Jäger, Kantonsschule Uetikon am See